



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Aus der Wiener Gesellschaft. II. : Kleinbürger und Großbürger.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Aus der Wiener Gesellschaft.



II. \*)

### Kleinbürger und Großbürger.

Mitten im weiten österreichischen Kaiserstaate giebt es ein großes Reich, das allmählig als eine Gruppe von Inseln aus einem chaotischen Meere emporgestiegen ist, ein Archipel der mit jedem Tage an Umfang und Macht zunimmt, und den man bereits als Festland und Grundstock des Staates zu betrachten sich gewöhnt. Dieses seit kaum hundert Jahren langsam aufgestiegene und aufgeschwemmte Reich ist im gewöhnlichen Leben unter dem Namen der Bürgerstand, oder richtiger noch der Mittelstand bekannt.

Der österreichische Tiers-Stat hat keinen Abée Siéyes zum Tribunen gehabt, er ist nicht in Folge einer Revolution groß und mächtig geworden, im Gegentheil, er ist fogar zum Theil ein Product der Regierung, die, nachdem sie in früherer Zeit ihn fast zertrümmerte, sich genöthigt sah, ihn wieder aufzubauen, zögernd zwar und unschlüssig und mit jener übertriebenen Vorsicht und Besorgtheit, die alle österreichischen Fortschrittspläne — mit wenigen Ausnahmen — charakterisiren, aber wider ihren eigenen Willen getrieben von jenem raschen Wind der Zeit, der die Saaten dahin trägt, wo der Säende ihr Aufgehen und Emporwachsen nicht erwartet.

\*) Siehe Grenzboten Nr. 49. vorigen Jahres.  
Grenzboten, 1846. I.

Die Zeit! Wer mißt den Schritt der unsichtbaren Göttin? Da ist ein mächtiger Staat der sich lange gegen sie abschloß, wie gegen die Cholera, und in dessen Mitte sie doch drang, und, gleich der Cholera, die man als Geißel der untern armen Volksklassen schilderte, welche an den Palästen der Großen wirkungslos vorübergehe, hat sie ihren Ruf Lügen gestraft, überall ist sie eingedrungen, selbst durch die ängstlich verschlossenen Thüren und Herzen der Machthaber ist sie geschlüpft und lagert sich auf ihren Teppichen, in ihren Gedanken, in ihren Entschlüssen.

Wo ist die Zauberformel, welche den österreichischen Mittelständen mit jedem Tage neue Erkräftigung zuführt? In England wuchs der Mittelstand durch die Macht der Gemeinde, durch die Vertretung im Unterhause, durch die Sicherheit der persönlichen Freiheit, durch die Oeffentlichkeit in politischen und gerichtlichen Verhandlungen. Selbst in Frankreich war er bereits vor der ersten Revolution in seiner Entwicklung begünstigt. Die alte französische Gemeindeverfassung hatte bereits vor 1789 dem Tierstatut zu einem bedeutenden Grad bürgerlicher Freiheit verholfen, durch den obersten Gerichtshof (le parlement) war allmählig eine bewußtvolle Rechtsicherheit herangebildet, durch die Generalstaaten (les états généraux) wuchs er zur politischen Macht. Wo sind die analogen Quellen aus denen er in Oesterreich sein Wachsthum erfrischt? Die Gemeindeverfassungen und Stadtrechte sind allenthalben zur leeren, halbvergessenen Form herabgesunken, der oberste Gerichtshof (welcher mehr aus Herkommen, denn als Ironie umgekehrt den Titel Hofjustizstelle führt) ist bei uns — man muß gerecht sein — unbestechlicher als die Parlamentsräthe des alten Frankreichs, aber seine Wirkungen werden durch den Wust der schriftlichen Verhandlungen und durch die mannigfachen Einflüsse der politischen Gewalt oft genug paralysirt, unsere Ständeversammlungen endlich sind Postulatenlandtage, bei denen obendrein der dritte Stand in wahrhaft lächerlicher Minorität repräsentirt ist. Wo sind nun die geheimnißvollen Keime, aus denen, trotz diesem Allen, unser Mittelstand immer reicher sich entwickelt?

Der Mittelstand! Der Leser wird bemerken, daß ich das Wort Bourgeoisie umgehe. Der „Bürger“ macht bei uns noch nicht den Mittelstand aus, er ist nur das Material, das Roheisen.

Der österreichische Bürger wird erst vollzählig, wenn er Beamte, Officier, Gutsbesitzer, Großhändler, Großfabrikant wird. Allerdings hat der Kleinbürger bei uns auch seine Ehren und Gerechtfame; seinem stolzen Ehrgeize ist in der Hierarchie des Bürgermilitärs — welches, bezeichnender Weise, nicht National- oder auch nur Communal-Garde heißt — ein weites Feld eröffnet, er kann in stattlicher Uniform in Reih und Glied auf den Straßen paradiren, wenn die hohen Landstände in geschmückten Carossen zum Landtage fahren, um ihre Interessen zu verfechten, oder auch nicht zu verfechten; bei größerer Ambition steht ihm sogar die Aussicht auf eine Corporal- und Feldwebelstelle offen, ja einige Glückliche können (sogar ohne Beamte zu sein!) das (Bürger-) Lieutenant's und Hauptmanns-Portepée erringen. Ja, er kann sogar — mirabile dictu — die erhabene Würde eines „eisernen Rath's“ erflimmen!

Der eiserne Rath ist ein wichtiger Mann in jener Fraction der Wiener Gesellschaft, deren unvergleichlicher Repräsentant Ehren-Staberl ist. Der Magistrat der K. K. Haupt- und Residenzstadt Wien, Prag ic., besteht bekanntlich aus lauter studirten Herren, die Regierungsbeamte sind, und daher auch von der Regierung ernannt werden. Diesem Magistrat ist eine Art Stadtverordneten-Collegium beigegeben, welches als unabhängiger Repräsentant der Bürgerschaft figurirt, und bei außerordentlichen Gelegenheiten zusammengerufen wird, um seine Stimme abzugeben: ob die Stadt naß wird wenn es regnet? ob man die Laternen bei Tag oder bei Nacht anzünden soll? ob man die Schornsteine in den Keller oder auf das Dach setzen muß? und um bei tausend ähnlichen hochwichtigen und schwer zu entscheidenden Fragen mit seiner Meinung und der Leuchte seines Verstandes den K. K. Magistrat zu unterstützen.

Diese ehrsamten Statisten unseres bürgerlichen Dramas führen in der Amtssprache den Titel: äußerer Rath, nicht etwa aus Ironie, weil sie vom Innern nichts erfahren — der Himmel bewahre uns vor Ironie! — sondern wahrscheinlich, weil es zum äußersten kommen mußte, wenn man ihres Rath's bedürfte. Das Wiener Volk aber, welches zwar ein X von einem U sehr wohl zu unterscheiden weiß, aber die subtilen Doppellaute in ganz ein-

fache, populäre übersezt, hat aus dem äußern Rath einen eiser-  
 nern Rath gemacht, wahrscheinlich weil Eisen sich nach Belie-  
 ben hämmern läßt.

Die Priesterwürde eines Bürgerrepräsentanten oder eisernen  
 Rathes wird aber nicht wie in den gottlosen Städten Frankreichs,  
 oder in dem kezerischen England, dem ersten besten zu Theil, den  
 das Vertrauen seiner Mitbürger dazu erwählt, sondern der Patriot,  
 der diesen einflußreichen, mächtigen Posten erzielen will, muß sich  
 Verdienste um den Staat oder um die Stadt erworben haben, und  
 hierüber zu urtheilen ist natürlich Niemand competerter, als eben  
 wieder die Behörde! Die unerschütterlichen, eisernen Volkstribunen,  
 welche die Bestimmung haben, an der Seite der k. k. Beamten die  
 unabhängige Meinung der Bürgerschaft zu vertreten, werden daher  
 in wunderbarer, logischer Gedankenschärfe von diesen Beamten selbst  
 zu dieser Charge ernannt, nachdem man sich durch eine Reihe von  
 Jahren von der Loyalität, von dem Eifer und den Verdiensten des  
 Candidaten überzeugte, worunter natürlich in erster Reihe Freimuth  
 und ein unabhängiger, eisensefester Charakter zu verstehen ist.

O Mann des Rathes! Eiserner! Neuzerster! Deine Laufbahn  
 ist schwer und wir kennen ihre Dornen. Da lachen sie und spöt-  
 teln über deinen Ehrgeiz, und wissen nicht, daß du allein über den  
 Gang der Gerechtigkeit wachst, daß du zwanzig Jahre der Gott  
 der unschuldig Angeklagten gewesen bist, und wie ein Genius der  
 Unschuld dem Richter beim Verhör an der Seite sahest, damit die  
 Zunge der Wagschale nicht nach Willkühr sich beuge.

Respect! meine Leser. Was hier gesagt wird, ist keine Ironie.  
 Eines der Verdienste, welches zu dem Ehrenstz im äußern Rath  
 führt, ist der Fleiß, mit welchem ein Bürger den gerichtlichen Ver-  
 hören der Verbrecher beigewohnt hat. Die österreichische Criminal-  
 gerichtsortnung verräth nämlich auf einigen Stellen offenbare Ge-  
 wissensbisse wegen Beseitigung der Deffentlichkeit der Gerichte. Sie  
 kann es sich nicht verhehlen, daß bei der eingeführten Heimlichkeit,  
 der Angeklagte allzu sehr der Willkühr des Untersuchungsrichters  
 ausgesetzt ist. Diesem Uebelstande einigermaßen zu begegnen, ord-  
 net sie an, daß bei der Untersuchung jedesmal zwei Beisitzer aus  
 dem Bürgerstande zugegen sein sollen, eine Art Schutzwache für  
 den Angeklagten, die als ein schwacher Schatten, aber doch als

eine Erinnerung an die ehemaligen Schöffen und Schwurgerichte, und als eine unwillkürliche Concession an das gesunde und naturgemäße Princip derselben erscheint. Diejenigen Bürger die am eifrigsten sich gezeigt und durch eine Reihe von Jahren häufig als Beisitzer figurirten, haben einen Anspruch auf den Titel eines äußern Rath's.

Aber die berühmte österreichische Milde, die in dem erwähnten Paragraphen auch gegen Verbrecher sich bethätigt, wie sollte sie zur Strenge ausarten gegenüber wackeren Bürgern, gegen ehrsame, eiserne Rathscandidaten, deren Seifensiederei, Handschuhfabrik, Schneideratelier und Gewürzkrämergeschäft ihre Zeit zu sehr in Anspruch nimmt, um jedesmal auf das Rathhaus als unparteiische Criminalbeisitzer sich zu begeben. Man ist daher so nachsichtig und gestattet, daß sie die ihnen zugeschickten Acten zu Hause unterschreiben, oder daß sie einen Stellvertreter in die Gerichtsstube senden! Wirklich sieht man auf dem Wiener Criminalamte periodenweise einen und denselben Menschen der für zwanzig, dreißig Kreuzer täglich den gesetzlichen Schutzgeist der Angeklagten bildet, was natürlich dem Untersuchungsrichter, der dieser Schmutzelei jede Stunde ein Ende machen kann, einen ungeheuern Respect vor dem Beisitzer einflößt, und ihn zwingt, genau auf alle Vortheile des Inquirirten zu achten. O Gesetz! Eulenspiegel mit der wächsernen Nase — foppst du deinen Herren oder wirst du von ihm gefoppt?

Allein solch Blindkuhspiel kann doch nicht lange verheimlicht bleiben, und eines Tages muß man doch die Beamten endlich zur Rechenschaft ziehen?

Freilich, freilich! Aber die Milde, die berühmte österreichische Milde gestattet solche Härte nicht. Dieselbe Milde, die den Angeklagten nicht dem Untersuchungsrichter schutzlos überläßt und zwei unabhängige Bürger der Untersuchung beiorndet, dieselbe Milde, die dann durch die Finger sieht, wenn diese nicht selbst im Rathhause sich einstellen, wie wollte sie den Beamten gegenüber plötzlich ihren Charakter ändern? Dieser Magistrat ist ein so guter Mann, ein braver Familienvater, ein treuer Unterthan, er hat fünf und zwanzig Dienstjahre, ein Haus voll Kinder und einen so mäßigen, mäßigen, Gehalt — soll man ihn plötzlich kränken? Und warum? Weil er nachsichtig gegen einige Bürger war, die eben

wieder sehr gute Männer, brave Familienväter, treue Unterthanen mit ganzen Häusern voll Kindern sind und ihre Geschäfte nicht zu den Gerichtsstunden verlassen mögen. Und warum sollte man gerade ihm beim Schopfe fassen? Haben es seine Vorgänger nicht eben so gemacht? Ist dieß nicht eine Herkömmlichkeit, die allerdings wider die Vorschrift ist, aber durch die lange Praxis eine historische Ehrwürdigkeit erhalten hat?

Aber um aller Heiligen Willen, warum hat man diesen Mißbräuchen so lange Zeit gelassen, bis sie grau wurden, warum hat man sie nicht gefaßt und niedergetreten, als sie noch jung und grün waren?

Freilich, freilich! Aber, wer hat denn von ihrer Existenz damals gewußt? Wo kein Kläger, ist kein Richter. Anders ist's bei Privatpersonen, anders wo es sich um eine ganze Behörde handelt. Bei Privatpersonen, da ist diese gute, wachsame und zärtliche Frau Polizei überall bei der Hand, sie packt lieber einen mehr als einen weniger beim Kragen, und entschlüpft hier und da eine arme Fliege ihren Augen, so findet sich immer eins jener dienstwilligen und lebenswürdigen Geschöpfe, welche der Plebs Denuntianten heißt, um die arme Fliege auch im kleinsten, dunkelsten Löchelchen aufzuspüren. Bei einzelnen Personen fehlt es nie an Richtern, weil es der Ankläger im Ueberflusse giebt. Nicht so bei Behörden und Aemtern: diese zu überwachen, ist nicht das Geschäft der Polizei. Die Schilderhäuschen, die an den Thoren unserer Behörde stehen, sind wie die Herculessäulen, die zu der Polizei sagen: bis hierher und nicht weiter. Nicht zu jener niedern Polizei, die auf Straßen und in Privathäuser ihre Späherblicke sendet, sondern zu jener höhern Polizei, die in andern Staaten in der Gestalt des Staatsprocurators die Aufsicht über den sämmtlichen Gerichtsgang führt. In andern Ländern, die minder glücklich sind, als wir, giebt es sogar noch eine Polizei, die nicht einmal Ehrfurcht vor einem Schilderhaus hat, die zudringlich und keck ihr Augenmerk auf Alles richtet und unter dem Namen der freien Presse berüchtigt ist. Wo diese Geißel grassirt, da ist nicht einmal ein Beamter in den verschwiegenen Mauern seines Büreaus im Stande, dem Gesetze eine Nase zu drehen, ohne vor der Gefahr zu zittern, daß es von irgend einem Journal der öffentlichen Meinung, oder, was noch schlimmer,

dem Obem oder Vorgesetzten rapportirt wird. Gott behüte uns vor dieser Geißel, die unserer schönsten Eigenschaft, der vielberühmten Milde uns berauben würde. Wie könnte man allen diesen guten Familienvätern, treuen Unterthanen, fünfundzwanzigjährigen Dienern, ihre kleinen, und vollends ihre großen Schwächen durch die Fingerringe sehen, wenn die Presse jede Pflichtverletzung, jeden Mißbrauch öffentlich — und wäre es auch in den anständigsten und gemäßigtesten Ausdrücken — denunciren dürfte! Zwar geht eine dunkle Sage umher, daß ein Censurgefetz vom Jahre 1810 existire, welches der Presse einen in wohlmeinendem Sinn und anständig ausgesprochenen Tadel zugestehet. Allein Dank sei es der bessern Einsicht späterer Jahre, dieses Gefetz ist jetzt wie eine alte Mythie verflungen. Unsere vielberühmte Milde, die sich darin einen Augenblick verläugnete, ist wieder in voller Strömung zurückgekehrt. Was wollte man auch mit jenem Gefetze? Höchstens würde es den Männern, die an der Spitze der Verwaltung stehen, zu Gute kommen; die obersten Behörden, die in Wien centralisirt sind und ihre Augen nicht überall haben können, würden mittelst der Enthüllungen der Presse einen offenen Blick in die tausend und tausend kleinen Räder der Staatsmaschine werfen können, die öffentlichen Berichte, die über die Zustände der einzelnen und entfernten Theile des Staates und der Gesellschaft geliefert würden, müßten den Ueberblick erleichtern und bisher verhüllte Schmutzflecke, Hemmnisse und Unterschleife offen legen; aber dieses Alles würde blos ihre Wirksamkeit kräftigen, es würde blos ihre Stellung zum Staate und Volke veredeln, die Achtung vor ihnen erhöhen, das Vertrauen zu ihnen stärken und die Krone bereichern und befestigen. Die Krone jedoch ist reich genug, die obersten Räte sind nur ein kleines Häuflein. Ein weiser Staat muß die Interessen der Majorität zu fördern suchen, und die Majorität sind wir, das ungeheure Heer von Räten, Secretären, Kanzelisten und Prädicanten. Das muß man vor Allem berücksichtigen; unsere Interessen, unsere Ruhe, unsere kleinen Nebeneinkünfte würden gestört und geschmälert, wenn man der gottverfluchten Presse gestatten würde, unsere Angelegenheiten öffentlich zu besprechen. Die Herren Hofräthe und Staatsräthe, hochlöblich und hochverehrt, die Herren Minister und Präsdenten Excellenz bilden alle zusammen kaum ein Häuflein von hun-

dertundfunfzig Personen, wir aber zählen hunderttausende in unsern Reihen. Besser, daß sie im Dunkeln tappen und die Berichte über die öffentlichen Zustände bloß aus unsern Händen erhalten, besser daß ihnen die Verwaltung erschwert wird, als uns, dem Kern und der Majorität! Wohl giebt es pietätslose Menschen, die angesteckt von ruchlosen, modernen Ideen, behaupten, es gäbe noch eine andere, viel größere Majorität, jene Millionen und Millionen, die nicht Beamte sind, und die, wenn ihre Angelegenheiten direct in den Zeitungen verhandelt und nicht erst durch unsere Vermittelung zur höhern Kenntniß gebracht würden, unfäglichen Vorthail gewönnen. Aber wenn wir nicht ein Vorrecht vor diesem Volkshaufen haben sollten, wofür sind wir denn eben k. k. Beamte? wofür sind wir die von Gott und Sr. Majestät eingesetzten Behörden, wenn wir nicht höher stehen und größern Schutz genießen sollen, als jene gewöhnlichen Menschen?

Eins ist wohl zu beachten in Oesterreich. Das System unserer Gesetzgebung geht oft von veralteten Principien aus, oder muß wenigstens die Principien mit dem Geist einer absoluten Monarchie in Einklang zu bringen suchen. Ueberall wird man die Absicht des Gesetzgebers erkennen, mildernde Motive, menschliche Lichter in die Strenge des Gesetzes einzustreuen. Nicht umsonst ist das österreichische Criminalgesetzbuch (ich spreche von dem Gesetzbuch und nicht von der traurigen Gerichtsordnung) unter den europäischen Fürsten seiner Menschlichkeit willen berühmt. Aber wie wird mit den humanen Intentionen des Gesetzgebers in den untern Kreisen verfahren! Wie spielen die Acteure, wenn das mit warmem Herzen Gedichtete erst in ihren Händen sich befindet! Die Kritik muß das Maul halten und der böse Schlendrian wird allmählig zu einem historischen Rechte. Nehmen wir z. B. einen kaiserlichen Erlaß, der in der letzten Zeit viel besprochen wurde. Bei allen Civilstreitigkeiten, wo der Gegenstand nicht über 200 Gulden sich beläuft, soll in Zukunft mündlich, summarisch verhandelt, verfahren werden. Gewiß ein großer Fortschritt im Princip, umso mehr als der Beisatz eingeflochten ist, daß dieses mündliche Verfahren, auf Verlangen der Parteien, auch bei Rechtsstreitigkeiten von größerem Belange angewendet werden darf. Aber dieses summarische Verfahren giebt zugleich dem Richter eine Gewalt in die Hände,

die er leicht mißbrauchen kann, und die auch bei dieser Mündlichkeit ohne Deffentlichkeit, ohne Controle, ganz sicher gemißbraucht werden wird. Dürfte die Presse die Ausübung solcher neuen Einrichtungen überwachen, dann würde es dem Mißbrauch sicherlich schwerer, sich einzufressen. Aber bei der Heimlichkeit unserer Zustände gleichen solche Erlasse jenen Fischen, die man zur Fortpflanzung in den Teich wirft und die oft verfaulen, oder von Ottern gefressen werden. Wie wohlgemeint war nicht einst jene Verordnung der Beiziehung zweier unabhängiger Bürger zu jeder Criminaluntersuchung, und was ist in der Praxis daraus geworden! Hätte es in der Macht der Presse gestanden, als sie zum erstenmale den Mißbrauch erfuhr, ihn öffentlich zu rügen, und diese Rüge bei jeder Gelegenheit zu erneuern, so wäre die oberste Justizstelle gleich anfangs aufmerksam geworden. Bevor aber solcher Mißbrauch allmählig zum Gespräch wird, ist er eine Gewohnheit, die man als mit zur Sache gehörend betrachtet, und wollte die oberste Behörde jetzt strafen, so müßte sie statt einer einzigen, wer weiß wie Viele, wer weiß ob nicht Alle zur Rechenschaft ziehen.

Aber Himmel! wie weit haben wir uns verirrt, Welch eine Abschweifung von unserm Hauptthema! Statt von der Wiener Gesellschaft zu sprechen, von jener heitern, buntgewebten Masse, die in einer der reizendsten und üppigsten Stadt der Welt auf und niederwogt, sind wir in die ernstesten Hallen des Gerichts gerathen, sogar bis in die traurigen Winkel des Criminalgerichts, wo der einsilbige Kukukschlag eines Verbrechers, oder, was noch schlimmer, eines Unschuldigen, Antwort giebt auf das Verhör seines Untersuchungsraths, in jene dunkeln Stuben des „hohen Markts,“ wo der naive drollige Wiener Dialect, der nur zu einem fröhlichen Jodelrausch geschaffen scheint, plötzlich seinem Charakter untreu wird, und in einen um so widerlicheren Ton umschlägt, als ihm der Ausdruck der Kühnheit fehlt, der manchem großen Verbrecher eine Art Poeste verleiht, als ihm das Gepräge der Erhabenheit abgeht, der jedem Richter die Würde eines von Gott eingesetzten giebt. Und doch werden wir eben da wieder die Anknüpfung unseres Hauptthemas finden, wir werden gerade da einer jener dünnen Scheidewände begegnen, die den Kleinbürger von dem Großbürger, die bescheidene Bourgeoisie von dem gewichtigen Mittelstande trennt.

Da ist nelmlich in dem vielzackigen Bau unserer Gerichtsordnung mit ihrem dunkeln corridorartigen Schweiß von nachträglichen Verordnungen, von unsichtbaren kleinen Ein- und Ausgangsthüren, auch ein Winkel in welchem sich die höchst wichtigen und entseßlich nothwendigen Vorschriften finden: welchen Classen von Bürgern — wenn sie vor Gericht zu Zeugen berufen werden — ein Stuhl zum Sitzen angeboten werden muß und welchen keiner zu bieten ist. Dieser kleine Stuhl ist gewissermaßen der Grenzpfahl zwischen dem untern und dem höhern Bürgerstand, der Kreisstuhl auf welchem der Mittelstand, der einflussreiche, machtschwanger seine Geburt feiert. Unsere Leser sind vielleicht neugierig zu erfahren, wer Meister vom Stuhle ist, und wer nicht? Aber die genauere Angabe würde Nachgrabungen in etwa sechs bis acht Schichten und Bänden unserer zickzackigen, nichts weniger als lichten legislatorischen Sammlungen verlangen. Nicht einmal das verdienstvolle Werk des Grafen Barthelm, das für die vielen Grotten, Schluchten und Labyrinth unserer Gesetze und Verordnungen den Führer und Compaß abgiebt, reicht hier aus. Da steht z. B. ein Zeuge vor Gericht, ein Mann mit grauen Haaren, mit jenen Furchen im Gesicht die ein ernstes und thätiges Leben andeuten, sein Rock ist nicht nach der Mode aber von gutem Mittelstuche, blank gebürstet, seine Wäsche ist nicht fein, aber reinlich, seine Haltung ist nicht elegant und vornehm, aber ehrbar und bescheiden, es ist ein würdiger Werkmeister, auf dessen Wort zwanzig Gesellen und Lehrlinge daheim ihre rüstigen Hände bewegen, einer jener tüchtigen und gewiegten Soldaten der Industrie, die im Einzelnen unscheinbar sind, aber in Masse dem Staate seinen Wohlstand erbauen. Bereits zwei Stunden nimmt ihn das Gericht in Anspruch, aber Niemand heißt ihn niedersitzen. Jetzt wird ein anderer Zeuge herbeigerufen, ein junger Mann, wohlfrisiert und gepuht, die kleinen der Arbeit wenig gewohnten Hände in hellen Handschuhen, er reicht dem Andern kaum an die Brust, er könnte sein Sohn sein — aber der Gerichtsdiener beeilt sich sogleich, ihm einen Stuhl zu offeriren — denn er ist Beamte, d. h. er wird vom Staate aus der Cassé besoldet, zu der der Andere seine Steuern von dem Ertrage seines Schweißes zahlt. Dem Ernährten werden die Ehren der Gesellschaft erwiesen, der Ernährer wird vor-

nehm von oben herab behandelt. — Dort sind zwei andere Zeugen. Der eine eine blasse, schwächliche Greisengestalt mit fast zitternden Knieen, mit kahlem Haupte, mit einem freundlichen ehrwürdigen Gesichte und jenem langsamen etwas pathetischen Tone dem man sogleich den Schulmann anmerkt; der andere hingegen hoch, elastisch, wohlgenährt, blutjung, mit zuversichtlicher Miene, die Wohlergehen und Sorglosigkeit andeutet, die steife Haltung, der gestuzte Backenbart und der geschnürte Leib verrathen den Zögling einer Cadettenschule, der bereits das Portepée als Lieutenant trägt: nun wohl! der würdige Schulmann, der jeden Tag vierzig junge Geschöpfe in Sittlichkeit und Kenntnisse einweiht, der mit Aufopferung seiner Lunge und Nervenkräfte dem Vaterlande in jenem friedlichen Pulverdampfe dient, den man Schulstaub nennt, der ein kleines Heer tüchtiger Bürger bereits herangebildet hat, fruchtbringende Bäume, die die Saat fortpflanzen die er ausgestreut, er der Gesundheit und Behaglichkeit auf jenem geräuschvollen kleinen Schlachtfeld Schule eingebüßt hat — er muß stehen, während der junge militairische Dandy, der einst für das Vaterland in irgend einer Garnison den Feind abwartet, sich sogleich niedersetzt, damit seine kostbaren Beine ja nicht vor der Zeit ermüden, damit ihm in Voraus die Achtung gezollt wird, für den Fall daß er keine Gelegenheit hätte sie durch Verdienste zu erwerben. — Da sind zwei andere Bürger, beide von gleichem Alter, von gleichem Stande, beide der Handelswelt angehörig. Der eine ist soeben erst von einer weiten Reise zurückgekehrt, von Pesth, von Triest, von Lemberg, von Leipzig, wo er auf den großen Jahrmärkten die Erzeugnisse des inländischen Fleißes gegen andere Producte umgetauscht, einer jener wandelnden Brücken die den Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen bilden, unermüdliche Caravanengänger die keine Strapazen scheuen und überall mit ihrer Person einstehen. Der Andere ist nicht minder fleißig, nicht minder betriebsam, aber bequemer und aristokratischer, er verläßt kaum das warme wohltapezierte Comptoir seines Hauses, höchstens daß er den kleinen Weg auf die Börse täglich einmal macht. Dennoch wird ihm der Stuhl geboten der dem andern nicht zugestanden wird, denn er hat das Patent als Großhändler, der Andere bloß als Handelsmann. Für die Paar Gulden die jener für sein Patent jährlich dem Staate

mehr bezahlt, wird er mit jener Achtung behandelt, die eigentlich jedem Staatsbürger gebührt, während der Andere davon ausgeschlossen bleibt, weil sein Vermögen nicht so groß als sein Verdienst ist.

Beieilen wir uns zu sagen, daß die Gerichtsbeamten sich keineswegs stets an den Wortlaut der Vorschriften halten und dem Alter und sonstiger persönlicher Würde oft freiwillig den Tribut der Freundlichkeit zollen. Der österreichische Beamte ist vor Allem Oesterreicher: ein gutherziger Kumpfan. Wenn er auf der einen Seite schlimmer ist als das Gesetz, so ist er andernseits auch besser und schneidet bisweilen den Zopf ab, wo er allzu steif ist. Aber grade dadurch ist wieder eine größere Macht in seinen Händen. Es genügt, daß ihm das Gesicht, der Ton, die Haltung eines Vorgeladenen nicht gefällt, oder daß er im Privatleben einen Zahn auf ihn hat, um ihn diese Macht sogleich fühlen zu lassen. Diese Stuhlgeschichte ist ja nur ein Beispiel aus hunderten. Um noch ein anderes zu erwähnen, so brauchen wir nur auf den Titel Herr hinzublicken. Fast auf denselben Seiten wo die wichtigen Stuhlrecepte einregistriert sind, befinden sich auch die Gesetztaseln für das Wörtchen „Herr.“ Da giebt es eine ganze Wandelscala, wer in Pässen und gerichtlichen Zuschriften Herr N. N. und wer blos N. N. schlechweg ist. Dieser einfache Titel, auf den eigentlich Jeder Anspruch hat der nicht ein Leibeigener, ein Knecht ist, variirt nicht allein nach dem Charakter der Person, sondern auch nach der Würde der Behörde. Personen die von Seiten des Magistrats die Zuschrift Herr beanspruchen können, sind noch keineswegs in dem Range, ihn von Seiten der Regierung, des Guberniums u. zu erhalten. Allerdings wird aus Höflichkeit mancher Herr titulirt der nicht dazu berechtigt ist, aber dieß geschieht eben wieder in Folge eines unwillkürlichen Zugeständnisses an den Zeitgeist und des innern Gefühles, daß der Zopf doch gar zu altmodisch, barbarisch ist. Ausnahmen dieser Art findet man daher nur meist in der Residenz, wo die Gesellschaft schon stärker durch einander gemischt ist, oder bei den hohen und höchsten Behörden, die im Bewußtsein ihrer Stellung sicher sind sich — durch solche Höflichkeit nichts zu vergeben; in der Provinz jedoch, wo die Stände schwächer geschieden sind, bei untergeordneten Behörden, die um desto eifersüchtiger über ihre Würde wa-

hen, wird um desto pedantischer auf die Vorschrift gehalten. Ich kenne Kaufleute die die höchste Achtung und einen unumschränkten Credit selbst in fremden Staaten genießen, ich kenne Männer die einen über ganz Deutschland verbreiteten Namen haben, Künstler denen Frankreich und England huldigten, und denen ihre heimatliche Behörde das „Herr,“ oder auch das „Fräulein“ nicht in ihren Paß einschreibt. Wenn List als Ungar, Ehrensäbler und Ritter des *Odre pour le mérite*, wenn Thalberg der fürstliche Natursohn, der Taftentapfere Dünois Bastard von Orleans das „Herr“ im Passe haben, so wäre ich doch neugierig ob auch Dreischock, Tichatschek zc. es besitzen? Wenn Fanny Gläler das Schooskind des seligen Geng in ihrem Passe vielleicht Fräulein titulirt ist, so wären wir neugierig, ob auch andere unprotegirte Künstlerinnen dieser allereinfachsten Höflichkeit sich erfreuen, die Tuczek, die Mayer und wie die jungen gesangreichen Oesterreicherinnen heißen, denen die größten deutschen Städte Weihrauch streuten. Erst wenn die einheimischen Talente als fremde Angestellte, (oft sogar mit fremden Pässen) als Hofkapellmeister, Kammerfängerinnen zc. zurückkommen, versteht man sich allmählig dazu, auch hier höflicher gegen sie zu sein. Aber diese Höflichkeit gilt eben wieder nur dem fremden Hof in dessen Pfauenschweif sie ein Auge bilden, nicht ihrer Person und ihrem Beruf.

Eh bien! was soll mit diesem allen gesagt werden? daß in Oesterreich der Unterschied der Stände noch so bocksteif wie früher ist, daß nicht alle Menschen gleich vor dem Gerichte sind? Das wissen wir längst, dieß erst zu beweisen ist eine unnöthige Mühe!

Eben deswegen will ich gerade eine ganz umgekehrte Beweisführung liefern, ich will beweisen, daß trotz aller mittelalterlichen Kiegel und Gitter, trotz aller altfränkischen Perrücken und Zöpfe der Zeitgeist seine Bezwinger bezwingt und die Gleichheit sich unter den erstickenden Decken der Theorie, dennoch in der Praxis immer mächtiger emporarbeitet. Vor allem ist nicht zu vergessen, daß es eine Zeit gab, wo Niemand Herr war als der Adel, und daß wenn es nach diesem ginge, die Concesssionen die man seitdem dem Mittelstand gemacht hat, noch heute nicht existirten. Man darf nicht übersehen, daß das Schickslichkeitsgefühl selbst bei dem Beamten so weit gereift ist, daß er des altmodischen Zuschnitts sich sel-

ber schämt, daß also bei der legislativen wie bei der executorischen Gewalt das Bewußtsein einer nothwendigen Reform sich vordrängt.

Dieses Bewußtsein, das sich jedoch zu keinem entscheidenden schöpferischen Schritte entschließen kann, sucht sich mit kleiner Scheidemünze zu behelfen, mit zahllosen kleinen Concessionen und Ausnahmsregeln. Aber die kleine Münze ist allmählig zu einem ansehnlichen Kapital angelaufen, die Ausnahmsmaßregeln sind zu einem halblogischen Zwischensystem zusammengewachsen, die Concessionen haben ein buntes Zwischenreich aufgeschwemmt, in welchem es von innern Widersprüchen und heterogenen Elementen wimmelt, das aber nichts desto weniger eine gewisse äußere Zusammenhangbarkeit hat. So locker dieser Boden ist, so hat sich doch eine mosaikartige Bevölkerung darauf angebaut, von der jedes Stück für sich einer andern Gattung angehört und seinen eigenen Gesetzen von Existenz und Nichtexistenz folgt, die aber insgesammt das Kennzeichen verbindet, daß sie sich durch Talent, Fleiß und Reichthum allmählig diesen Boden erobert, allmählig Zugeständnisse sich errungen die bei ihrem Entstehen, bei ihrer Geburt noch ferne lagen. Diese Mittelgesellschaft, die gleich den ersten Normannen im Land der Angelsachsen durch Muth, Thätigkeit und eine neue Civilisation immer mehr Raum gewinnt, und gleich jenen, die mit dem einen Fuße nach der Normandie und mit dem anderen bereits in Britanien wurzelten, mit dem einen Fuß in dem Bürger- und mit dem andern im Adelsstande stehen, diese immer wachsende und sich mehrende Masse muß ihrer Schwerkraft zufolge allmählig diesen durchbrechen und jenen nach sich ziehen: mit einem Worte, dieser Mittelstand wird damit enden, Gleichmäßigkeit der Gesetze für alle zu erringen.

Aber der Staat widersezt sich dieser Nivelirung? Er sucht die scharfe Trennung der Stände zu unterhalten? Warum ertheilte er sonst alljährlich so viel neue Adelsbriefe? Und sind es nicht eben jene Individuen, die durch Talent, Fleiß und Reichthum sich zu einer bedeutenden gesellschaftlichen Stellung emporgeschwungen, die man durch Ertheilung des Adelsdiploms von ihrem Zusammenhange mit der Bourgeoisie los zu lösen sucht? Liegt hier nicht die Absicht am Tage, den Bürgerstand zu schwächen und lieber hundert

tausend Privilegirte mehr zu schaffen als das Bürgerthum in Gesammtheit zu emancipiren?

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß solchen neuen Adelscreirungen ursprünglich diese Absicht zu Grunde lag. Aber wie oft geht ein Schiffer nach einem bestimmten Punkte unter Segel und ändert unter Weges seine Richtung, wenn er die Strömung und ihre Vortheile erst genauer kennen und berechnen lernt? Wie manches unansehnliche Boot, anfangs bloß bestimmt einzelne Bewohner des einen Ufers nach dem andern hinüber zu führen, hat sich allmählig in ein geräumiges Dampffschiff verwandelt, weil man mit der Zeit erkannte, daß dieses Hin- und Herfahren beide Ufer ganz umgestaltete und noch eine ganz andere Aufgabe als eine bloße Personenüberfahrt sich mit dieser schwimmenden Brücke erfüllen läßt, die der Steuermann nach Belieben hemmen oder rascher treiben kann? Als Maria Theresia den Leopoldsorden und den Theresienorden stiftete, deren Verleihung den erblichen Freiherrnstand mit sich bringt, da geschah die Ueberfahrt mit einem kleinen Boote; seit jener Zeit aber sind hundert Tausende in den Adel erhoben worden, die Ueberfahrt wurde ins Große getrieben, das Boot ist zu einem Dampffschiff geworden.

Lassen Sie sich eine Geschichte erzählen: Vor vielen, vielen hundert Jahren gab es einmal einen Burggrafen, ganz im Style von Victor Hugo. Er wohnte auf einer hohen Felsenburg, ringsumher mit großen Waldungen umgeben, die von hundertjährigen Eichen, von Wölfen, Bären und anderem Wild wimmelten. Der Burggraf hatte einen Sohn, ein wackerer Degen, wild, stolz aber tapfer. Er erlegte täglich acht Wölfe, vier Bären, der Füchse, Luchse und anderes leichtes Volks gar nicht zu gedenken. Wenn sein Vater eine Fehde hatte, so befehligte er seine Mannen und schlug den Feind aufs Haupt. Oft half er ihm auf der Zinne lauern, wenn die reichen Kaufleute nach der Messe zogen — wobei ihnen das goldene Fell über die Ohren gezogen und das menschliche wacker durchgegerbt wurde, alles in frommer, treuer Rittersitte: für Gott, Schönheit und Recht, wie es jene fromme Zeit im Gegensatz zu unserer ungläubigen und unchristlichen mit sich brachte. Der junge Ritter vermählte sich endlich, und sein Vater, der ihn mit Zärtlichkeit liebte, übergab ihm am Hochzeitstage ein Pergament, worin

ihm und seinen Nachkommen die ausschließliche Nutznießung des Forstes zugesichert wurde. Als der Burggraf nun ganz allein in den Mauern seines Schlosses umherging, langweilte er sich baß, er war noch ein rüstiger Mann von vierzig Jahren, und seine Haushälterin Walpurga, die er einst auf einem jener nächtlichen Streifzüge gegen die Frankfurter Messfahrer erbeutet hatte, war eine schmucke Bürgermaid mit blonden Haaren und schwarzen Augen. Er hatte sie eigentlich auf sein Schloß gebracht, um ein reiches Lösegeld von ihren Anverwandten zu erpressen, aber die Anverwandten ließen die Anverwandte im Stiche. Doch Walpurga war klug und schlau — sie kochte dem Burggrafen seine Lieblingsfüßlein, raufte ihm die einzelnen weißen Haare aus seinem Barte und schaute ihm dabei so brennend in die Augen, daß an einem schönen Sonntage, als der Sohn auf die Burg seines Vaters zu Besuche ritt, er diesen verlobt und nach wenigen Wochen mit der schwarzäugigen Walpurga vermählt fand. Der junge Ritter lachte über die tollen Streiche seines Vaters, der auf seine alten Tage noch eine so schmucke Pflegerin sich beilegte. — Neun Monate später schickte der junge Ritter an seinen Vater einen Abgesandten. Als dieser auf halbem Wege sich befand, begegnete er einen einsamen Reiter, der in Haft von der alten Felsenburg herbeigesprengt kam. Wohin Conrad? fragte dieser, als er in dem Abgesandten den Hausvogt des Ritters erkannte. Fröhliche Botschaft! rief Conrad, die tugendsame Gemalin unseres Herrn ist heute Nacht eines Söhnleins genesen! — Prost Genesung und fröhliche Botschaft übereinander, das trifft sich ja prächtig! — auch Frau Walpurga genas eines wahren Knäbleins in heutiger Nacht antwortete der Reiter. Noch mehrere Male wetteiferte der Burggraf mit seinem Sohn in Uebersendung solcher fröhlichen Botschaft; ja, der Vater überflügelte den Sohn, und während dieser das Unglück hatte, daß zwei seiner jungen Zweige ihm abstarben, blühten die drei Knaben der bürgerlichen Walpurga frisch, fröhlich und frei in die Höh'. Es waren drei rüstige Jungen, die bereits in ihren sechszehnten Jahren in manche geschickte Kunst von ihrer Mutter eingeweicht waren. So oft der Ritter mit seinem jungen Sohne den Vater und Großvater besuchte, wurmte es ihn im Herzen, wenn er die

Bürgerbuben im Schlosse seiner Väter sich breit machen sah, aber er fuhr mit der Hand über die Stirne und verscheuchte sich selber die Grillen. „Sie sind ja nicht turnierfähig,“ beschwichtigte er sich, die reichen Forsten sind ja dir allein zum Revier angewiesen und nach dir deinem Sohne; was kümmert dich die Bürgerbrut! —

Zudem waren die drei Jungen voll Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Ritter und seinen Junker. Es schien ihnen gar nicht in den Sinn zu kommen, daß jener ihr Bruder, dieser ihr Vetter war. Mit fast kriechender Unterthänigkeit trugen sie ihm die Lanze nach, schnitzten ihm die Pfeile, halfen dem Junker auf das Ross und zeigten sich nicht im mindesten gekränkt, wenn dieser im Uebermuthe ihnen einen Tritt mit dem Fuße gab. So vergingen wieder Jahre und Jahre; der Burggraf war ein Greis in Silberlocken, der Ritter ein Mann mit grauen Haaren geworden. Der Junker hatte sich vermählt; die Jungen hatten sich verheirathet, aber die Nachkommenschaft der letzteren war wieder zahlreicher als die des ersteren. Sie bauten sich rings um die Burgen an, und weil die Forsten und das Wild im Vorbehalt des Ritters und des Junkers geblieben, so lehrten sie ihre Söhne andere Gewerbe und Künste. Der eine zog mit Schiffen den Rhein hinab bis ins Meer, der andere schmiedete Waffen und erfand das Pulver, der dritte grub nach kostbaren Erzen im Schoße der Berge, der vierte baute Kirchen und malte Madonnen, der fünfte dichtete unsterbliche Lieder und schlug die Harfe. Aber wenn der Feind herannahte, das Schloß ihres Vaters zu bekriegen, da versammelten sich Alle unter Einem Banner und halfen die Angreifenden in die Flucht schlagen. Ihre Kunst und ihre große Anzahl kam ihnen dabei wohl zu Statten; mit ihrem Golde besoldeten sie neue Gefährten, mit ihren Gefängen und Liedern beflügelten sie den Muth in wilder Schlacht.

Einst nach einem gewonnenen Strauß trat der älteste von ihnen zu dem Burggrafen hin: Vater, sagte er, wir sind so gut deine Kinder und Enkel wie der Ritter und Junker; wir schützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete: warum sollen wir nicht auch in deinen Forsten ein gutes Stück Wild zum Lohne ha-

ben dürfen? — Der Alte, der in der Tiefe seines Herzens die Kinder seines Alters aufrichtig liebte und ihren Werth wohl begriff, antwortete hierauf: Deine Forderung ist billig, aber mein Sohn, der Ritter, ist Herr der Waldung; euch alle würde er nicht dulden, aber dir allein, als dem ältesten und tapfersten will ich auf eigene Faust hin das Recht gewähren. Der Ritter und der Junker schauten mürrisch drein, als sie zum ersten Male dem neuen Jagdgenossen in ihren Revieren begegneten. Aber er war so bescheiden und einsam, und sie ließen ihn gewähren. Und wieder kam ein Strauß und die Mauern des Schlosses schienen kaum der Zahl der Feinde länger widerstehen zu können. Aber der zweite Sohn hatte ein neues Wurfgeschos erfunden, das mit einem Wurfe fünfzig Feinde erlegte. Diese flohen in Verwirrung. Aber als der Sieg errungen war, trat der Erretter vor seinen Vater hin und sprach: Vater sind wir nicht so gut deine Kinder und Enkel, wie der Ritter und der Junker, wir schützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete, warum sollen wir nicht auch in den Forsten ein gutes Stück Wild zum Lohne uns holen dürfen? Der Alte versiel in ein langes Sinnen — endlich ermannte er sich und sprach: Deine Forderung ist billig mein Sohn, aber der Ritter ist Herr der Waldung, euch Alle würde er nicht dulden, aber weil du durch fast übermenschliche Kraft aus so großer Gefahr uns gerissen, so will ich auf eigene Faust gleich deinem ältern Bruder dir das Recht gewähren. Als der Ritter und der Junker zum erstenmale dem neuen Waidgesellen begegneten, hielten sie ihre Köpfe zornig an, aber dieser verbeugte sich tief, und da gerade ein ausgehungerte Heer von Wölfen die Gegend in Schrecken setzte, so ließen sie sich den Zuwachs im Stillen gefallen. — Zu jener Zeit war in Schwaben ein großes Wettzingen ausgeschrieben. Die edelste Blüte des Landes war herbeigeeilt um den goldenen Lorbeer aus der Hand der schönsten Frau zu erringen. Aber alle überflügelte ein Einziger, der mit gleich wunderbarer Gewalt die kühnsten Lieder dichtete und zur Harfe sang. Der Name des Siegers ging von Mund zu Munde durch alle deutschen Gauen, alles beneidete den Vater eines solchen Sohnes, die Heimat eines solchen Sängers. Auch bis in die einsamen Gemäcker des Burggrafen drang die Kunde: da trat der dritte Sohn Walpurgas

herein, die Harfe an der Seite, den Lorbeer auf dem Haupte, kniete er vor seinen Vater hin und sang das Siegeslied, das so viele Herzen erschütterte. Aus des Greises Augen stürzten heiße Thränen, in seinem Herzen regten sich alle Glut und Träume der Jugend. Er warf sich an den Hals des Jüngsten: Ja, Du bist ein Held, ein Sieger, wie sie Alle, und es hiesse Gott verläugnen, der Dir seinen Segen auf die Stirn hauchte, wollte ich Dich nachsetzen. Gehe hin und theile alle ihre Rechte, der Wald gebührt Dir wie ihnen. Gott will es! Als der Ritter und der Junker diesen dritten Gefellen zum erstenmale in ihrem Gehege erblickten, da schlugen sie eine laute höhnische Lache auf und drehten ihm verächtlich den Rücken. Ein Harfenspieler, der es Rittern gleich thun will, ein Liederkräher, der ein Jäger ist — er ist nicht werth, daß wir darüber uns erzürnen. — Und wieder verstrichen Jahre. Das Schloß des Burggrafen war alt und morsch geworden, manche schwere Fehde hatte gefährliche Risse in den Mauern zurückgelassen. Da schickte der Alte um den Ritter und den Junker und ihre gesammten Verwandten und Nachkommen. Da wurde großer Rath gehalten, wie das Schloß zu erhalten und zu befestigen sei. Aber der Geldsäckel des Ritters und des Junkers waren erschöpft von Tournieren und Gelagen, ihre Anzahl war zu klein und ihre Hände zu ungeschickt, und zur Arbeit ungewohnt. Da strömten die andern Söhne, Enkel und Urenkel zu Haus herbei. Aus ihren Truhen holten sie die durch langen Fleiß und Mäßigkeit ersparten Gold- und Silberstücke, die Frauen öffneten ihre Schmuckkästlein und holten ihr goldenes Geschmeide heraus, die jungen Bursche schürzten die Ärmel auf und trugen Steine und Mörtel herbei, die älteren und erfahreneren nahmen den Cirkel und das Blei und machten Pläne und kunstreiche Berechnungen. Unter fröhlichem Sang und lustigem Getümmel wurde der alte Bau fast neu umgestaltet, die vom Sturme gestürzten Eichen im Forste, die unbenutzt der Fäulniß überlassen wurden, holte man herbei, schnitzte und polirte sie, machte Gerüste, Dächer und Geräthe daraus, die Wolfs- und Bärenfelle, die die Ritter und Junker verächtlich bei Seite liegen ließen, wurden kunstreich in schmuckes Pelzwerk umgearbeitet, theils um den Boden als Teppiche zu bedecken, theils um sie gegen andere Geräthe zu vertauschen, die auf Schiffen her-

beigeschleppt wurden. Wo früher die alte niedere Warte gestanden, wurde ein kühner, himmelhoher Thurm erbaut, der weithin das Land beherrschte, die alte Capelle wurde in einen herrlichen Dom mit weitgespannten Bogen, mit kostbarem Schnitzwerk und farbenreichen Schildereien verwandelt. Als nun der Greis, der eine Zeitlang das Dach seiner Ahnen verlassen mußte, weil es ihm über dem Kopf zusammenzustürzen drohte, feierlich einzog in den erweiterten, prachtvoll ausgeschmückten Bau, stürzten heiße Thränen aus seinen Augen. Ja, ihr seid alle meine Söhne, rief er aus, euch allen gebührt gleiches Recht an diesem Haus und allem seinen Gebiet. — Bei diesen Worten erhob sich ein großer Tumult in den Reihen der Schwiegersöhne, Enkel und Verwandten des Ritters; man ballte die Fäuste, schlug an die Schwerter, und drohende Worte flogen von allen Lippen. Der Junker trat mit raschen Schritten aus dem Kreise der Seinen, und mit funkelnden Augen entrollte er ohne ein Wort zu sprechen das Pergament, welches seinem Vater am Hochzeitstage von dem Alten eingehändigt wurde. Dreimal schwang er es über seinem Haupte und trat dann wieder zurück in den Kreis, eine fürchterliche Pause war eingetreten. Die Kniee des Greises zitterten. Beide Parteien maßen einander mit entflammten, zornigen Blicken. Aber den Nachkommen Walpurgas war die Unterwürfigkeit vor dem Ritter und dem Junker mit der Muttermilch eingeflößt worden, und statt auf ihre Mehrzahl und auf ihre Kraft vertrauend, sich die ihnen gebührenden Rechte zu erzwingen, zogen sie sich zurück. Der Greis athmete wieder auf, er hatte einen Kampf unter den Brüdern gefürchtet, er zitterte vor dem Uebermuth der einen, und vor dem entfesselten Zorne der andern Partei, drum ließ er nach der Art alter Leute, die vor Neuerungen und allen energischen Handlungen einen Abscheu haben, alles beim Alten. Aber die Enkel Walpurgas, die nun entschieden und von neuem sich von der Nutznießung der Forsten und der gleichmäßigen Rechte mit ihren Verwandten ausgeschlossen sahen, bauten nun sich selbst einen jungen Wald an, durchzogen ihn mit Straßen, Canälen, Wiesen und Aekern, bevölkerten ihn mit Heerden und reichem Geflügel, auf seinen schönsten Plätzen erhoben sich stattliche Häuser, Capellen, Mühlen, Eisenhämmer — und bald glich das Land umher einem Paradiese, dessen Besitz alle Nachbarn dem alten Burg-

grafen neideten. In den alten Forsten des Junkers und Ritters war jedoch der Anblick ein ganz anderer. Die Bäume waren verwildert, die Wege von Gestrüppe und Felsengerölle verdorben, die Jagdhäuser verfielen, Wölfe und Füchse mehrten sich, die Herren, schlechte Wirth, verschwenderisch und unthätig, sahen ihre Einkünfte mit jedem Tage schmälere werden, und blickten mit Neid auf die lachenden Fluren ihrer Nachbarn hinüber. Da trat endlich der Junker mit fecker Miene vor den Alten hin. Großvater, sagte er, unser Erbe droht zu faulen und zu verderben, wir sind der Arbeit ungewohnt und unser Blut ist zu edel, als daß wir zu niedriger Hantlerung uns entwürdigen könnten. Die da draußen aber sind adelloses Volk, ihnen kommt es zu, mit Rechen, Säge und Hammer zu arbeiten. Drum befehl ihnen, daß sie unsern Wald nach dem Muster des ihrigen bearbeiten und bebauen. Der Alte sah den fecken Forderer mit langen Blicken an, aber er fürchtete ihn aufzubringen, er scheute die Störung seiner Ruhe. Ich kann ihnen nicht befehlen, sagte er, trachtet Ihr sie zu gewinnen, haut den Zaun um, der Euch von ihnen trennt und macht Gemeinschaft. Den Zaun umhauen? Nimmermehr! Wie könnt Ihr uns dazu rathen, Vater? Vergesst Ihr, daß wir allein reines Blut in unsern Adern haben? Vergesst Ihr, daß unser Vater Euch einst bei Euren Fehden beistand, Euch die Messfahrer plündern half, daß wir allein Eure rechten Verwandten sind? Wollt Ihr Euch selbst in uns erniedrigen? Der Greis seufzte, er gedachte früherer Sünden und Verirrungen, worin der Ritter allerdings ihm stets ein getreuer Gehilfe war. Endlich sagte er, indem er seiner Stimme den sanftesten Ton zu geben suchte: Ich kann, kann Dir nicht helfen, mein guter Sohn, ich kann ihnen solchen Befehl nicht auferlegen, Ihr seid mächtig, aber sie sind es auch, ja sie sind noch mächtiger als Ihr, wenn sie erst ihre ganze Kraft kennen lernen. Im Fluge wachsen die Flügel, und im Kampfe die Kräfte. Folgt meinem Rathe, reizt sie nicht, jetzt noch sind sie demüthig gegen Euch, trachtet sie durch sanfte Worte zu gewinnen, zu überreden, sie sind noch nicht gewohnt, gegen Euch zu trohen, und Ihr werdet sie für Euren Zweck gewinnen, ich will Euch dabei beistehen, so weit ich kann. Der Junker ging und der Alte athmete wieder auf, als wäre ein schwerer Stein von seinem Herzen gefallen. Sein Rath ward befolgt, und

seine Erfahrung hatte ihn nicht getäuscht. Walpurgas Enkel fanden sich geschmeichelt von den sanften Reden der ritterlichen Sippschaft, sie kamen gutmüthig herbei, umpflanzten den Forst, legten Straßen und Felder an, und ließen ihre Erfahrung, ihre Kunst und ihre Arbeit ihren stolzen Verwandten so zu Gute kommen, wie sich selbst. Von Zeit zu Zeit ertheilte der Alte dem fleißigsten unter ihnen zur Aufmunterung für die andern das Herrenrecht im Walde, ganz nach der Art der Privilegien seiner ältern Brüder. Der Ritter und der Junker wagten diesmal nicht mehr zu widersprechen. Aber die Zahl dieser neuen Herren vergrößerte sich mit ihrem Fleiße. Der Ritter und der Junker verbissen ihren Ingrimmm und wichen, wo sie konnten, den neuen Eindringlingen aus. Die meisten von diesen waren noch zu jung in ihrem neuen Rechte, um diesen Hochmuth scharf zu fühlen. Aber ein Jüngling mit goldenen Locken und hochgewölbter Stirn, ein Enkel jenes Liedersängers, der einst den Sieg und den Lorbeer errungen, fühlte mit pochendem Herzen, was jenen in ihrer Stumpfheit und im Kaufsch ihrer neuen Stellung entging. An einem warmen Frühlingmorgen, als Saaten und Bäume aufblüheten und der Hauch der neuen Zukunft über die ganze Natur ausgegossen lag, da faßte er sich ein Herz und trat in das Gemach des Alten und sprach: Vater, sind wir nicht Deine Kinder und Enkel so gut wie der Ritter und der Junker, wir schützen Deine Schwelle, wir erweitern Deine Gebiete, warum sollen wir nicht auch — —... Der Greis aber war bei diesen ihm wohlbekannten Worten erschrocken in den Stuhl gesunken, sein Haupt sank auf seine Brust herab, und mit einer abwehrenden Bewegung gebot er dem Jüngling Schweigen. Dieser warf einen langen, langen Blick auf den ehrwürdigen, aber schwachen Großvater und schritt zur Thür hinaus. Draußen aber harrete seiner eine Dienerin, die ihn zur Frau Walpurga beschied. Die hochbetagte Greisin empfing den Urenkel mit einem freundlichen Lächeln. Aus ihrem alten von weißen Löckchen umgebenen Gesichte, leuchteten die schwarzen Augen noch immer so klug und schlau hervor, als an dem Hochzeitstage, der sie mit dem Burggrafen vereinigte. Muth, Muth, mein Knabe, sagte sie, indem sie den niederknieendem Jüngling mit der weichen Hand durch die Locken fuhr. Noch ist der letzte Tag nicht gekommen und ich wache über Euch! Geh heim und sage

den Andern, sie sollen nicht ermüden in Standhaftigkeit und Muth. Sie sollen fortfahren zu bauen, zu pflanzen, zu hämmern, zu schiffen, zu dichten und zu singen. Seht Ihr nicht, wie der Wald immer lichter wird, immer mehr und mehr mit den Guern sich füllt; nun denn, wenn Eure Anzahl so groß sein wird, um die ganze Länge der Umzäunung zu füllen, dann wird diese unter Eurer Last von selbst zusammenbrechen, und Ihr werdet den Brüdern die Hand reichen, um ihnen das Einsteigen zu erleichtern, die alten Forsten und die neuen Anpflanzungen werden dann ein gemeinsames, für Alle gleiches Gebiet bleiben, und der Alte wird der erste sein, der Euch in diesem Rechte bestätigt, verlaßt Euch darauf, ich büрге Euch dafür. — —

Aber um Himmelswillen, was hat diese alte Rittergeschichte mit der Wiener Gesellschaft gemein, von der Sie in der Ueberschrift des Aufsatzes zu erzählen versprochen?

Sie haben Recht und ich danke Ihnen für die Mahnung. Also schnell von der Wiener Gesellschaft: Wien, die Hauptstadt des österreichischen Kaiserthums, ist eine alte, alte Stadt, die auf einem Plage gebaut ist, der früher der Wiener Wald hieß. Die Herzöge von Oesterreich ließen sich da nieder, und viele Ritter und Edle bauten sich Paläste. Auch Handwerker, Kaufleute, Dichter und Künstler siedelten sich da an. Wien wurde mehrmals von Türken, Franzosen und andern Feinden bedroht, und es ist in den Chronikenbüchern zu lesen, wie die Bürger sich da tapfer, treu und ausharrend betragen. Auch viele Kirchen und Paläste bauten die kunstreichen Bürger, und einen wunderbaren Thurm, der der Stephansthurm heißt. Auch schöne Gärten legten sie an, unter andern den Augarten und den Prater. Der Genuß dieser Gärten blieb lange ein Vorbehalt der Grafen; aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ließ ein berühmter Kaiser den Augarten, der früher nur von dem Hofe und dem Adel besucht wurde, weit öffnen, und schrieb über die Thüre: der (ganzen) Menschheit geweiht von ihrem Schätzer. Dieses brachte sonderbare Folgen, und viele der edeln Herren zogen seit dieser Zeit den Prater dem Augarten vor. Der Prater aber wird in zwei Hälften getheilt, die eine heißt der Nobelprater und die andere der Volksprater. In diesem letztern versam-

melt sich das lustige Bürgervolk bei Wein, Würstel und Hanswurstspäßen. Im Nobelsprater aber rollen die goldenen Wagen der stolzen Edelherrn, und eine alte Sitte bringt es mit sich, daß an jedem ersten Mai der Frühling hier feierlich eröffnet wird, und die reichsten Edelherrn an diesem Tage in ganz neuen Kutschen mit prächtigen Pferden auffahren. Aber es mag nun jetzt einige Jahre her sein, da sah man einen wunderbaren, bisher ungewohnten Maitag. Unter den prächtigen Carossen der Edelherrn sah man plötzlich auch nicht minder prächtige, in welchen reiche Kaufleute, Rathsmänner, Goldschmiede, Baumeister und ähnliche Bürger saßen. Seit jenem merkwürdigen, neuen Frühling sieht man an jedem ersten Mai die Zahl dieser prächtigen Bürgerwagen in erstaunlichem Zuwachs sich vermehren, und die der Edelherrn an Reichthum und Menge fast verdunkeln. Von dem Volksprater herüber strömen viele schlichte Bürger und grüßen mit freundlichem Winken ihre Anverwandten und Freunde in den Wagen und Carossen. Einige von den letztern sind einfältig und schämen sich dieser Grüße, viele aber sind klug und treuherzig, und grüßen und danken zurück. Da ist denn ein fröhliches Hinüber- und Herüberlachen und Winken zwischen Fußgängern und Fahrenden.

An demselben ersten Mai herrscht noch eine andere alterthümliche Sitte. Am frühen Morgen lassen die reichsten Cavaliere ihre Laufer ein Wettrennen abhalten. Vom Anfange des Nobelspraters bis hinab zum „Lusthaus“ läuft ein Duzend dieser müßigen Livreedienere im raschen Wettkampf. Die Volkshausen ringsumher sehen neugierig und verwundert zu. Sie holen nichts, sie bringen nichts, sie laufen und laufen — was ist das Ziel ihres Laufs? . . . . .